

der Minamata-Krankheit der Konkurs droht, stellt vor dem Hintergrund der Bürgerrechte eine Ironie der Geschichte dar.

Anja Osiander ist ein ausnehmend lesenswertes Werk gelungen, das nicht nur wegen des spektakulären Falls Minamata eine gewisse Spannung enthält, sondern den Leser, wie gesagt, außerdem noch durch mehr als fünf Jahrzehnte politikwissenschaftlicher Japanforschung „lotst“. Eine Perspektive, die das Buch leider nicht aufgreift, ist der Einfluß der internationalen Ebene auf die (Umwelt-)Politik Japans. Die sollte aber nicht gänzlich ignoriert werden, zumal die Offenlegung des Falls Minamata (und anderer Umweltskandale) vor den Vereinten Nationen im Jahr 1972 der japanischen Regierung einen nicht unerheblichen Gesichtsverlust bereitete und daraufhin auch politische Maßnahmen erfolgten. Dies ist indes die einzige Perspektive, die zur Abrundung der Untersuchung noch hätte einfließen können. Die Arbeit bietet zwei wert- und sinnvolle Zeitleisten zur Entwicklung des politischen Systems in Japan und zum Fall Minamata, die dem Leser die chronologische Orientierung erleichtern.

Geradezu ein Balsam für die Lektüre sind die weniger als zehn Druckfehler auf 383 Buchseiten. Zu beklagen ist dagegen die für eine so renommierte (subventionierte) Reihe äußerst miserable Bindung – das gewichtige Werk verdient es nicht, daß einem schon nach wenigen Malen des Aufschlagens ganze Bögen entgegenflattern.

Claudia Derichs, Hildesheim

Andreas NIEHAUS / Max SEINSCH (Hg.): *Olympic Japan: Ideals and Realities of (Inter)nationalism*. Würzburg: Ergon-Verlag 2007. (= Bibliotheca Academica – Reihe Soziologie; Bd. 5) Brosch. 211 S. ISBN: 978-3-89913-588-6. €32,00.

Der verzweifelte Versuch der tibetischen Minderheit, im Vorfeld der Olympischen Spiele von Beijing die Aufmerksamkeit der Welt(medien) für ihren Widerstand gegen Chinas kulturkolonialistische Politik zu gewinnen, hat ein bewegendes Zeugnis abgelegt für die Komplexität der Bedeutungen, die dem „Fest der Völker“ zu Beginn des 21. Jahrhunderts Sinn zu verleihen suchen. Die Olympischen Spiele sind längst nicht mehr bloß das große wert- und zweckfreie Sportturnier, das sie womöglich auch nie gewesen sind. In den vergangenen Jahrzehnten haben sie sich zum Flaggschiff einer globalisierten Konsum- und Unterhaltungsindustrie entwickelt, an der neben den Sachwaltern des Spitzensports federführend multinationale Medienkonglomerate und Sportartikelhersteller beteiligt sind. Was Reichweiten, Massenaufmerksamkeit, Mobilisierungspotential und Werbewert angeht, ist allein die Fußballweltmeisterschaft der Männer noch in der Lage, mit den Olympischen Spielen mithalten. Alle anderen Sportveranstaltungen spielen in einer anderen Liga. Kein Wunder, daß angesichts der konzentrierten Aufmerksamkeit der ganzen Welt oppositionelle Kräfte ebenso wie die Machthaber alles daran setzen, das Sport-Megaevent für die Verbreitung ihrer Botschaften zu nutzen.

Die Anfälligkeit des Sports für politische Instrumentalisierungsversuche war in der Vergangenheit, bevor die Hyper-Kommerzialisierung des Show- und Spitzensports die moralische Legitimation seiner Missionare (IOC, FIFA etc.) zu unterwandern drohte, auch kein unbekanntes Phänomen, wie praktisch alle der historisch angelegten Beiträge zu *Olympic Japan: Ideals and Realities of (Inter)nationalism* deutlich machen. Abe Ikuo etwa vertritt die Ansicht, daß das wachsende US-amerikanische Interesse am Pazi-

fik ausschlaggebend für die Gründung der Fernöstlichen Spiele war, die zwischen 1913 und 1934 immerhin zehnmal ausgetragen wurden und neben den Olympischen Spielen die früheste Form eines regelmäßig wiederkehrenden Länderwettkampfs im Sport darstellten. Sandra Collins zeigt in ihrem Beitrag zu den ersten Olympischen Spielen von Tōkyō, wie japanische Politiker und Diplomaten in den 1930er Jahren Lobbying betrieben für den letztlich erfolgreichen Zuschlag der Sommerspiele in einem symbolträchtigen Jahr. 1940 waren aber nicht nur („erfundene“) 2.600 Jahre Herrschaft der kaiserlichen Dynastie, sondern auch der Versuch, vor den Augen der Welt den regionalen Führungsanspruch des Imperialen Japans zu feiern. Es kam aber anders. Bevor der Krieg in China, dem ab 1938 alle anderen Ziele untergeordnet werden mußten, die Stadt Tōkyō zur Rückgabe der Spiele zwang, erlebte Japan eine spannungsgeladene Debatte zur angemessenen zeremoniellen Gestaltung der Spiele: Konnte man etwa von einer lebenden Gottheit verlangen, der vom offiziellen olympischen Protokoll vorgeschriebenen formellen Eröffnung der Spiele nachzukommen? Konnten die Spiele tatsächlich im Nationalstadion vor den Toren des Meiji-Schreins, durchgeführt werden, ohne daß die Massenpräsenz der ausländischen Besucher und Sportler das benachbarte Heiligtum beschmutzen würde? Von dem Selbstbewußtsein, mit dem sich die Vertreter des japanischen Kaiserreichs gegen den westlichen Dominanzanspruch stellten, war in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht mehr viel zu spüren. Zwar wurden auch die Spiele von Tōkyō 1964 dem Zweck der nationalen Identitätsstiftung untergeordnet, wie Christian Tagsold ausführt, aber der westlich geprägte, modernistische Kontext, vor dem die Debatten zur Entscheidung zwischen zelebrierter Völkerfreundschaft und nationalistischen Inszenierungsstrategien stattfanden, wurde nicht mehr kritisch in Frage gestellt.

Das Spannungsverhältnis von Nationalismen und Internationalismen in der wechselseitigen Beziehung zwischen Japan und der Olympischen Bewegung, wie sich die milliardenschwere NGO bevorzugt nennt, ist das Grundthema, das sich durch die insgesamt neun Beiträge in dem vorliegenden Buch hindurchzieht. Es ist das Verdienst der Herausgeber Andreas Niehaus und Max Seinsch – renommierte japanische Sporthistoriker –, Japan-ForscherInnen zusammengebracht zu haben, die erstmals für ein internationales und nicht des Japanischen kundiges Publikum ausgewählte Facetten dieser wechselhaften Geschichte ausleuchten. Der historische Ansatz überwiegt, wenngleich auch Medienwissenschaftler und Anthropologen unter den Autoren zu finden sind. Letztlich setzt sich aber der Eindruck eines der Japanologie grundsätzlich vertrauten Arbeitsprogramms durch, daß mehr auf Archivarbeit und detailfreudige Einzelfallstudien setzt als auf theoretische Kontextualisierung und eine reflektierte Auseinandersetzung mit den Ergebnissen einer kritischen sozialwissenschaftlichen Sportforschung, die sich der politischen, ökonomischen und kulturellen Bedeutung von Sport-Megaevents wie den Olympischen Spielen durchaus bewußt ist. Einen repräsentativen Querschnitt, in dem auch Japan behandelt wird, bieten für die internationale Sportsoziologie etwa HORNE / MANZENREITER (2006), für die japanologische Forschung TAGSOLD (2002) oder für die japanische Forschung SHIMIZU (2004).

Das vorliegende Buch hebt sich von diesen Bänden durch seinen exklusiven Fokus auf Japan ab. Sinnvoll ist diese Konzentration aus mehreren Gründen: Zum einen ist kaum ein Land so häufig Gastgeber der Olympischen Spiele gewesen wie Japan, das 1940 beinahe und 1964, 1972 und 1998 tatsächlich Olympische Sommer- und Winterspiele ausgetragen hat. Japans Interesse, als Gastgeber der Spiele die Völker der Welt im eigenen Land um sich zu sammeln, geht über diese drei oder vier Ereignisse hinaus, wie die gescheiterten Bemühungen um die Sommerspiele 1988, die Nagoya an Seoul

verlor, und 2008, als Ôsaka gegen Beijing ausschied, und die aktuelle Bewerbung für Tôkyô 2016 unterstreichen. Zum anderen lassen sich anhand der Geschichte die oben beschriebenen Spannungen exemplarisch herausarbeiten, wie auch die Herausgeber in ihrer kurzen Einführung betonen. Ich würde nicht so weit wie sie gehen und von einem Paradox sprechen, wenn die internationalistischen Ziele der Völkerverständigung und grenzüberschreitenden Freundschaft auf nationalistische Zwecke prallen. Beide lassen sich durchaus unter einen Hut bringen, wie ja auch die Renationalisierungstendenzen in einer globalisierenden Welt zeigen. Außerdem muß zwischen Ideal/Ideologie und Realität/Praxis unterschieden werden. Das suggeriert bereits der Untertitel des Buches. Der pädagogische Anspruch und moralisierende Diskurs, mit dem die Olympischen Spiele in der Öffentlichkeit auftreten, läßt sich auf den Zeitgeist des ausgehenden 19. Jahrhunderts und die auf diesen Erfahrungen schöpfende Weltsicht ihres Begründers Pierre de Coubertin (1863–1937) zurückverfolgen. Diese weist übrigens überraschend viele Gemeinsamkeiten mit dem Sportverständnis von Kanô Jigorô (1860–1938) – Japans erstem Vertreter beim Internationalen Olympischen Komitee und Begründer des modernen Judo – auf, über den der Mitherausgeber NIEHAUS übrigens gearbeitet hat. Ihre gemeinsamen Vorstellungen vom apolitischen Sport als Dienst an der Nation und Beitrag zur internationalen Verbundenheit erwiesen sich aber spätestens mit der Kommerzialisierung des Sports und der postkolonialen Erschütterung einer eurozentrischen Weltordnung als nicht mehr der Realität entsprechend. So weisen die Herausgeber auch auf den wechselhaften Zusammenhang zwischen Geopolitik und Japans Selbstperzeption als multiethnische oder homogene Gesellschaft hin, die jeweils unterschiedlichen Lesarten von Nationalismus und Internationalismus Vorschub geleistet hat.

Die neun Beiträge haben die Herausgeber nach drei Gesichtspunkten geordnet. Im ersten Abschnitt beschäftigen sich Wada Kôichi (Kôbe Shôin Frauenuniversität, Masumoto Naofumi (Hauptstadt-Universität Tôkyô) und Philipp Kaffen (Universität Washington) mit Formen der kulturellen Transformation, die der Kontakt mit den Olympischen Spielen in Japan hervorgerufen hat. Wada recherchierte in Zeitungen und Zeitschriften, welche Informationen über die Olympischen Spiele in Japan vorhanden waren, bevor es überhaupt zu der offiziellen Einladung an Kanô durch das IOC im Januar 1909 gekommen war. Aus den spärlichen Informationen läßt sich rekonstruieren, daß die ersten vier Veranstaltungen ab 1896 keine oder nur verschwindend geringe Aufmerksamkeit fanden, selbst wenn Besucher aus Japan etwa am wissenschaftlichen Kongreß in Paris 1900 oder an den Wettkämpfen des Anthropologischen Tags in St. Louis 1904 teilgenommen hatten. Interessanterweise wurden die ersten authentischen Informationen über die fiktive Welt der Abenteuer- und Jugendmagazine nach Japan vermittelt. Die Aufmerksamkeit wurde natürlich unvergleichlich höher, als japanische Athleten an den regulären Spielen teilnahmen, mit Medaillen zurückkehrten und schließlich die Spiele selber nach Japan kamen. Dafür sorgten auch umfangreiche Bildungs- und Informationskampagnen, die von der Olympischen Bewegung unter dem Stichwort „Olympische Erziehung“ abgehandelt werden. Dieses Programm weist zusammen mit der Philosophie des „Olympismus“ darauf hin, daß es sich bei den Olympischen Spielen um mehr als nur einen sportlichen Leistungsvergleichskampf auf höchstem Niveau handeln soll. Trotz aller Aufklärungsarbeit und verschiedener Versuche, das olympische Bildungsprogramm in den öffentlichen Lehrplänen unterzubringen, ist die Existenz eines eigenständigen olympischen Ideengebäude wohl nur den FunktionärInnen und WissenschaftlerInnen der Olympischen Akademien bekannt, von denen es im Jahr 2000 immerhin 133 weltweit gegeben hat. In Japan ist die Olympische Erziehung zumindest

im Vorfeld der in Japan abgehaltenen Spiele vergleichsweise begeistert aufgenommen und umgesetzt worden, wie Masumoto dokumentiert; empirisch hat er aber keine Anzeichen von Nachhaltigkeit feststellen können. Bezeichnenderweise sind die Organisatoren der Spiele von 1964 auch nicht zufrieden gewesen mit dem Beitrag des offiziellen Olympia-Films zur nationalistischen Erziehung. Philipp Kaffen analysiert das komplizierte Verhältnis zwischen dem humanistisch-universalistischen Interesse seines Regisseurs Ichikawa Kon (1915–2008) und dem im Dokumentarfilm zu fixierenden offiziellen Gedächtnis vor dem Hintergrund zeitgenössischer Debatten zur Beziehung zwischen Erinnerung und Wirklichkeit. Für die Generation der experimentellen Dokumentarfilmer war Erinnerung nicht länger eine Reflektion über eine stabile Wirklichkeit, sondern implizit bereits in der Entstehung von Wirklichkeit vorhanden. Entsprechend präsentiert der Film *Tôkyô orimpikku / Tokyo Olympiad* (1965) den athletischen Körper und den städtischen Raum in einer Darstellungsweise, mit der die medienvermittelte Wirklichkeit und das überholte Verständnis von Gedächtnis hinterfragt werden können.

Fragen der Nation, vor allem im Zusammenhang mit der Rolle des Gastgebers, stehen im Zentrum der Beiträge zum zweiten Abschnitt. Streng genommen geht es im ersten der drei Kapitel gar nicht um die Olympischen Spiele. Abe Ikuo (Universität Tsukuba) beschäftigt sich mit der Geschichte der Fernöstlichen Spielen, die bis zum deutlichen Protest vom IOC auch den Namen „Fernöstliche Olympische Spiele“ getragen haben. Seit ihrer Gründung standen diese immer unter dem Einfluß der Tagespolitik: so drohten bereits 1915 die „21 Forderungen“ Japans an China die Teilnahme eines offiziellen japanischen Kontingents an den Spielen in Shanghai zu unterbinden. Mit der Drohung des Austritts vor den Spielen von Manila setzte Japan 1919 eine Diskussion über die Änderungen der Statuten in Gang, die den amerikanischen Einfluß auf die Organisation hinter den Fernöstlichen Spielen abschwächte, und Chinas Protest gegen die Annexion der Mandschurei führte 1934 letztlich zum jähen Ende der Spiele, die erst nach dem Ende des Kriegs unter dem Namen „Asian Games“ wiederbelebt wurden. Sandra Collins Rekonstruktion der Bemühungen Japans um die Austragung der Spiele 1940 verdeutlicht anschaulich die Gleichzeitigkeit von Nationalismus und Internationalismus, die nicht nur als Argumente für die Bewerbung bemüht wurden, sondern auch die Debatte um die angemessenste Form der Gastgeberschaft einrahmten. Ende 2008 ist endlich Collins Doktorarbeit über die „fehlenden Spiele“ von 1940 in Buchform erschienen und hat damit nach Christian Tagsold (Heinrich Heine-Universität Düsseldorf), der 2002 seine vom Deutschen Olympischen Komitee preisgekrönte Dissertation zur Rolle der Olympischen Spielen von 1964 für die Konstruktion der nationalen Identität publiziert hat, eine weitere Lücke in der japanologischen Forschung geschlossen. Tagsolds Beitrag zu diesem Band faßt die zentralen Thesen seines Buchs zusammen. Die Spiele von Tôkyô 1964 interpretiert Tagsold, wie auch japanische Historiker wie Irokawa Daikichi argumentiert haben, als Durchgangsritual. Im anthropologischen Sinne markierten die Eröffnungsfeierlichkeiten den Übergang von normaler zur Festzeit, aber ihre eigentliche Bedeutung erstreckte sich weit darüber hinaus und kulminierte im allgemeinen Bewusstsein in der Markierung des Wandels vom Nachkriegsjapan zum modernen Staat.

Der dritte Abschnitt steht unter der Überschrift „Japans Beteiligung an den Spielen“; Sanada Hisashi (Universität Tsukuba) bemüht sich um einen Nachweis, daß die seltsam anmutenden folkloristischen Wettkämpfe des „Anthropologischen Tags“ im Sommer 1904 von den zeitgenössischen Beobachtern als Teil der Olympischen Spiele wahrgenommen worden sind. Wäre das der Fall, so wäre Japan nicht erst 1912, sondern schon

acht Jahre zuvor in St. Louis erstmals an den Olympischen Spielen beteiligt gewesen. Tatsächlich waren neun Ainu der Einladung der Organisatoren zur Louisiana Purchase Exhibition gefolgt, in deren Kontext auch die dritten Olympischen Spiele stattfanden. Die Ainu boten in einer für damalige Ausstellungs- und Sehgewohnheiten durchaus üblichen Form als lebendige Anschauungsobjekte den Besuchern der Weltausstellung Einblick in traditionelle Lebensweise und Handwerkskunst. Außerdem traten „die höflichsten Wilden“, denen ein Lokalreporter jemals untergekommen war, in einem bizarren zweitägigen Schauwettkampf gegen Sioux, Patagonier, Syrier und Ureinwohner aus anderen Erdteilen an. In japanischen Zeitungen finden sich keine Notizen über diese Wettkämpfe, wohl aber in der amerikanischen Presse und der anthropologischen Literatur. So beklagte man nicht nur die geringsten Leistungen, die jemals in der Geschichte des Sports verzeichnet worden sind, sondern auch einen Mangel an Enthusiasmus und Ernsthaftigkeit. Kaum jemand war enttäuscht als die Anthropologen, die von den im täglichen Überlebenskampf geschulten, natürlichen athletischen Fähigkeiten der „primitiven Völker“ sportliche Höchstleistungen erwartet hatten.

Einen echten Beitrag zum olympischen Programm hat Japan mit der Anerkennung von Judo als offizieller Wettkampfsport geschafft. Diese Würdigung einer nicht-westlichen Körperkultur hat ansonsten nur Korea mit der Aufnahme von Taekwondo erhalten und ist China durch die Ablehnung von Wushu bislang verwehrt geblieben. Andreas Niehaus (Universität Ghent) hat die Hintergründe untersucht, mit denen sich eine spezielle Form der Kampfkünste gegen zahlreiche Konkurrenzangebote durchsetzen konnte. Interessant ist dabei die doppelte Verzerrung in der Auffassung des Exotischen, mit der Judo assoziiert wurde. Zum einen wurde und wird auch heute noch häufig übersehen, daß das, was wir als Judo kennen, nicht viel mit den traditionellen japanischen Kriegskünsten zu tun hat, sondern als moderner Sport konzipiert, institutionalisiert und international verbreitet worden ist. Zum anderen haben die Neider und Konkurrenten die exotisierende Verblendung von Kampfkunst und Zen-Buddhismus als argumentative Folie genutzt, um Judo als religiös-imperialistische Mission und Gefahr für die christliche Sporttradition zu diskreditieren. Im letzten Beitrag demonstrieren Todd Holden und Itô Rie (Universität Tōhoku) anhand der TV-Berichte über die Olympischen Spiele von Athen die Techniken, mit denen die japanischen Fernsehsender ihre gigantischen Ausgaben für die Übertragungsrechte zu amortisieren suchen. Ähnlich wie der Versuch der Kostenminimierung zum Pooling der Sender in einem „Japan Consortium“ führte, folgt ihre Sportberichterstattung ebenfalls einem Muster der Standardisierung. Grundsätzlich setzen die Fernsehanstalten seit mehr als zehn Jahren weniger auf journalistisch geschulte Sportspezialisten, sondern verwenden Celebrities und Fernsehstars, die quasi als Cheerleader der Nation den kollektiven Fanclub anführen. Dadurch soll die Distanz zu dem Besonderen des Sportspektakels und seiner AthletInnen abgebaut und eine konsumentenfreundlichere Nähe geschaffen werden. Diachronisch und synchronisch angelegte Narratives zu den japanischen Erfolgen in der Vergangenheit oder anderen Disziplinen verfestigen den Effekt, über die Profanisierung (im Original: *casualization*) des Außergewöhnlichen eine nationale Familie aufzubauen, die geschlossen hinter ihren „Kindern“ in der Arena steht.

Eine abschließende Bewertung darf die bisweilen sorglos erscheinende redaktionelle Arbeit nicht verschweigen, der unterschiedliche Zitationsstile, Anordnung von Namen, einige Tippfehler und falsche Zeitangaben (S. 8: Oktober anstelle September 1964; S. 67: 1912 anstelle 1913; S. 83: Mai anstelle März 1934) entgangen sind. Diese Mängel sind aber zu verschmerzen angesichts des hohen Aufwands, der mit der Betreuung eines

Sammelbands verbunden ist, der in einer Sprache erscheint, die für die meisten seiner AutorInnen eine Fremdsprache darstellt. Bei der Anpassung von Textsorten aus unterschiedlichen Wissenschaftskulturen an internationale Standards des wissenschaftlichen Publizierens geht es um weitaus kompliziertere und aufwendigere Probleme als Rechtschreibung und Grammatik. Sicher würde man sich eine umfassendere Einführung in die Problematik und den Diskurs wünschen, ebenso wie ein Schlusskapitel; an dessen Stelle eine von Max Seinsch kompilierte Zeittafel zu finden ist, die beginnend mit dem Jahr 1851 der ersten internationalen Weltausstellung zentrale Daten aus der Weltpolitik und der Olympischen Geschichte auflistet. Aber unter dem Strich bleibt ein positiver Gesamteindruck: Wie bei einem Auto ist der Wert, der sich aus der Summe seiner Einzelteile ergibt, höher als der Preis, für den das Ganze gehandelt wird.

Literaturhinweise

COLLINS, Sandra: *The 1940 Tokyo Games: Japan, the Asian Olympics and the Olympic Movement*. London: Routledge 2008.

HORNE, John / Wolfram MANZENREITER (Hg.): *Sports Mega-Events: Social Scientific Analyses of a Global Phenomenon*. Oxford: Blackwell Publishing 2006.

NIEHAUS, Andreas: *Leben und Werk Kanô Jigorô (1860–1938)*. Würzburg: Dietrich 2003.

SHIMIZU Satoshi (Hg.): *Orinpikku Sutadiizu. Fukusû no keiken, fukusû no seiji* [Olympische Studien. Multiple Erfahrungen, multiple Politiken]. Tôkyô: Serika shobô 2004.

TAGSOLD, Christian: *Die Inszenierung der kulturellen Identität in Japan. Das Beispiel der Olympischen Spiele Tôkyô 1964*. München: iudicium 2002.

Wolfram Manzenreiter, Wien

Peter PANTZER / Sven SAALER: *Japanische Impressionen eines Kaiserlichen Gesandten. Karl von Eisendecker im Japan der Meiji-Zeit*. München: iudicium 2007. 460 Seiten, geb., 177 farbige Abb. (Eine Publikation der OAG Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Tôkyô) ISBN 978-3-89129-930-2. €35,00.

Im Zentrum der Veröffentlichung stehen jene historischen Photographien, die der Kaiserliche Gesandte Karl von Eisendecker während seiner Amtszeit in Tôkyô (1875–1882) gesammelt bzw. erworben hat und die später (1942) als Teil des Nachlasses des Japanologen Friedrich Maximilian Trautz an das Japanologische Seminar der Universität Bonn gelangten („Sammlung Trautz“, vgl. dazu S.18f.). Was Pantzer und Saaler im vorliegenden Band veröffentlicht haben, stellt lediglich eine Auswahl der erhaltenen Aufnahmen von Karl von Eisendecker dar. Durch die instruktiven Kapiteleinführungen wie die Begleittexte wird Leben und Wirken eines für die Japanwissenschaft bislang eher unbekannt-unauffälligen Diplomaten angemessen in den Blickpunkt genommen; ein konziser Ablauf von Eisendeckers Karriere findet sich im letzten Kapitel, das den Band mit einer Würdigung des Protagonisten abschließt. Darin sind auch einige der Aquarelle enthalten, die Eisendecker eigenhändig als Seekadett angefertigt hat.